Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 51

Artikel: Ungeduld des Herzens [Fortsetzung]
Autor: Zweig, Stefan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754400

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UNGEDULD DES HERZENS

Roman von Stefan Zweig

Copyright by Verlag Allert de Lange, Amsterdam und Verlag Bermann-Fischer, Stockholm

10. Fortsetzung

Ehe ich noch recht Atem geschöpft habe, ist diese ganze fliegende, flirrende Kette blitzschneller Ueberlegungen schon zu einem jähen Entschluß zusammengeschweißt. Ich faße Mut und trete an Balinkay heran.

«Verzeih», sage ich und staune selbst über meine Unbefangenheit. «Aber hättst vielleicht fünf Minuten Zeit für mich?»

Er stutzt ein wenig, dann blinken seine Zähne hell.

«Mit Wonne, lieber Hoff . . . Hoff . . .»

«Hofmiller», ergänze ich.

«Ganz zu deiner Verfügung. Wär noch schöner, wenn man keine Zeit hätt für einen Kameraden. Willst herunten im Restaurant, oder gehen wir hinauf auf mein Zimmer?»

«Lieber oben, wenn's dir gleich ist, und wirklich nur fünf Minuten. Ich halt dich nicht auf.»

«Aber solang du willst. Bis die Kraxen da repariert ist, dauert's ohnehin noch eine halbe Stund. Nur sehr bequem wirst du's oben bei mir nicht finden. Der Wirt will mir immer das noble Zimmer im ersten Stock geben, aber aus einer gewissen Sentimentalität nehm ich immer das alte von damals. Ich hab da einmal . . . na, reden wir nicht davon.»

Wir gehen hinauf. Wirklich, auffällig bescheiden ist das Zimmer für den reichen Burschen. Einbettig, kein Kasten, kein Fauteuil, gerade nur zwei magere Strohsessel zwischen Fenster und Bett. Balinkay zieht seine goldene Tabatière, bietet mir eine Zigarette an und macht mir's erfreulich leicht, indem er geradewegs anfängt.

«Also, lieber Hofmiller, womit kann ich dir dienen?»

Kein langes Hin und Her, denke ich mir, und so sage ich klar heraus:

«Ich möcht dich um einen Rat bitten, Balinkay. Ich will quittieren und weg aus Oesterreich. Vielleicht weißt du was für mich.»

Balinkay wird mit einemmal ernst. Sein Gesicht strafft sich. Er wirft die Zigarette weg.

«Unsinn — ein Bursch wie du! Was fällt dir ein!»

Aber in mich ist plötzlich eine zähe Hartnäckigkeit gefahren. Ich spüre den Entschluß, an den ich vor zehn Minuten noch gar nicht dachte, in mir starr und stark werden wie Stahl.

«Lieber Balinkay», sage ich auf jene knappe Art, die jede Diskussion abwehrt, «sei so freundlich und erlaß mir jede Explikation. Jeder weiß, was er will und was er muß. Von außen kann so was kein anderer verstehen. Glaub mir, ich muß jetzt den Strich ziehen.»

Balinkay sieht mich prüfend an. Er muß bemerkt haben, daß es mir ernst ist.

«Ich will mich ja net einmengen, aber glaub mir, Hofmiller, du machst einen Unsinn. Du weißt nicht, was du tust. Du bist heut, schätz ich, so um die fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig und nicht weit vom Oberleutnant. Und das ist immerhin schon allerhand. Hier hast deinen Rang, hier stellst was vor. Aber im Augenblick, wo du was anderes neu anfangen willst, ist der letzte Schubiak und der dreckigste Ladenschwengel dir über, schon weil er nicht unsere dummen Vorurteile wie einen Tornister auf dem Buckel schleppt. Glaub mir, wenn unsereins die Uniform auszieht, dann bleibt nicht mehr viel von dem, der man früher war, und ich bitt dich nur eins: täusch dich nicht, weil's grade mir gelungen ist, aus dem Dreck wieder herauszukommen. Das war ein purer Zufall, wie er in tausend Fällen einmal passiert, und ich möcht lieber nicht wissen, was mit den andern heut los ist, denen der Herrgott nicht so freundlich wie mir den Steigbügel hingehalten hat.»

Es ist etwas Ueberzeugendes in seiner Entschiedenheit. Aber ich spüre, daß ich nicht nachgeben darf.

«Ich weiß schon», bestätige ich, «daß es ein Rutsch nach unten ist. Aber ich muß eben fort, und da bleibt keine Wahl. Tu mir die Lieb und red mir jetzt nicht ab. Ich weiß, daß ich nicht der erste bin, du hast ja auch den Schwager vom Ferencz untergebracht.»

«Den Jonas» — schnippt Balinkay verächtlich mit der Hand, «aber ich bitte dich, wer war denn der? Ein kleiner Beamter in der Provinz. So einem ist leicht zu helfen. Den braucht man nur von einem Hocker auf einen etwas bessern zu setzen, und er kommt sich schon wie ein Herrgott vor. Was macht's dem aus, ob er sich da oder dort die Hosen durchwetzt, der war nix Beßres gewöhnt. Aber für einen was auszuknobeln, der schon einmal seinen Stern am Kragen gehabt hat, das g'hört auf ein andres Blatt. Nein, lieber Hofmiller, die oberen Etagen sind immer schon besetzt. Wer beim Zivil anfangen will, muß sich unten anstellen und sogar im Keller, wo's nicht grad nach Rosen riecht.»

«Das macht mir nichts.»

Ich mußte das sehr heftig gesagt haben, denn Balinkay blickte mich erst neugierig und dann mit einem merkwürdig starren Blick an, der wie aus einer weiten Ferne kam. Schließlich rückte er den Sessel näher und legte seine Hand auf meinen Arm.

«Du Hofmiller, ich bin nicht dein Vormund und hab dir keine Lektionen zu erteilen. Aber glaub's einem Kameraden, der die Chose durchgemacht hat: das macht sehr viel aus, wenn man mit einem Ruck von oben nach unten rutscht, von seinem Offizierspferd mitten hinein in den Dreck . . . das sagt dir einer, der hier in diesem schäbigen kleinen Zimmer gesessen ist von zwölf Uhr mittags bis in die Dunkelheit und genau dasselbe sich vorgeredet hat, dieses ‚Das macht mir nix aus'. Knapp vor halb zwölf habe ich mich abgemeldet beim Rapport. Da, an dem Fenster bin ich gestanden, genau an dem Fenster da, und hab noch einmal hinuntergeschaut auf den Bummel. Dort sind die Kameraden gegangen, jeder in Uniform, aufrecht und grad und frei, jeder ein kleiner Herrgott, und jeder hat gewußt, wer er ist und wohin er g'hört. Da hab ich erst gespürt, daß ich nur mehr ein Dreck bin in dieser Welt; mir war, als hätt ich mir die Haut heruntergerissen mit meiner Uniform. Wie ein Verstümmelter kommt man sich im Anfang vor oder wie einer, der ein Geschwür hat mitten im G'sicht. Gott schütz dich, daß du's selber durchmachen mußt! Für kein Geld in der ganzen Welt möcht ich den Abend noch einmal miterleben, wie ich damals hier weggeschlichen und jeder Laterne ausgebogen bin bis zum Bahnhof. Und dabei war das erst der Anfang.»

«Aber Balinkay, grad darum will ich doch irgendwohin weit weg, wo das alles nicht existiert und niemand mehr von einem was weiß.»

«Genau so, Hofmiller, hab ich geredt, genau so gedacht! Nur weit weg, damit ist alles ausgewischt, tabula rasa! Lieber Schuhputzer drüben in Amerika oder G'schirrwäscher, wie's ja immer in den Zeitungsgeschichten von den großen Millionären steht! Aber, Hofmiller, auch bis hinüber braucht's ein gutes Stück Geld, und das weißt eben noch nicht, was das für unsereins heißt, Buckerln machen! Ja, mein Lieber, ich hab damals allerhand erlebt, an das ich lieber nicht denken will — Blamagen und Erniedrigungen, von denen ich noch nie zu jemandem g'sprochen hab.»

Er war aufgestanden und machte eine heftige Bewegung mit den Armen, als würde ihm mit einemmal der Rock zu eng. Plötzlich wandte er sich um.

«Uebrigens, dir kann ich's ruhig erzählen! Denn heut schäm ich mich nicht mehr, und dir tät einer vielleicht nur was Gutes, wenn er dir die romantischen Lichter rechtzeitig abdreht.»

Er setzte sich wieder hin und rückte nah heran.

«Nicht wahr, auch dir haben's wahrscheinlich die ganze Geschichte vom glorreichen Fischzug erzählt, wie ich meine Frau im Shepherds Hotel kenneng'lernt hab? Nun, so glorios war die Sache nicht; nur etwas ist an der Geschichte wahr, nämlich, daß ich sie wirklich im Shepherds Hotel kennengelernt hab. Aber wie ich sie kennengelernt hab, das weiß nur ich und nur sie, und sie hat's niemandem erzählt und ich auch noch keinem. Und dir erzähl ich's bloß, damit begreifst, daß für unsereins die Rosinen nicht auf der Straße wachsen . . . Also, ums kurz zu machen: In Wien hatte in meiner schäbigen Pension ein Aegypter gewohnt, und der Kerl hatte mir vorgeschwatzt, sein Schwager sei der Leiter vom Royal Poloklub in Kairo, und wenn ich ihm zweihundert Kronen Provision gäbe, so könnt er mir dort eine Stellung als Trainer verschaffen. Man fliege dort auf gute Manieren und guten Namen; na, im Poloturnier war ich immer der erste und die Gage, die er mir nannte, vorzüglich — in drei Jahren hätt ich mir genug zusammenhamstern können, um nachher mit was Anständigem zu starten. Na — ich will dich nicht damit anöden, wie viel Dutzend Klinken ich hab drücken müssen und wie viele verlegene Ausreden von sogenannten alten Freunden anhören, eh ich die paar hundert Kronen zusammengekratzt hab für die Ueberfahrt und Ausstattung — man braucht für so einen Nobelklub doch einen Reitanzug und einen Frack und muß anständig auftreten. Es ist trotz Zwischendeck verflucht knapp ausgegangen. In Kairo klimperten mir im ganzen noch sieben Piaster in der Tasche, und als ich beim Royal Poloklub anläut', glotzt mich ein Negerkerl an und sagt, er kennt keinen Herrn Efdopulos und weiß von keinem Schwager und sie brauchen keinen Trainer und überhaupt sei der Poloklub in Auflösung begriffen — du verstehst schon, dieser Aegypter war natürlich ein elender Lump, der mir Trottel die zweihundert Kronen abgeschwindelt hatte, und ich war nicht gefinkelt genug gewesen, mir die angeblichen Briefe und Telegramme zeigen zu lassen. Ja, lieber Hofmiller, solchen Kanaillen sind wir nicht gewachsen, und dabei war's nicht das erste Mal, daß ich so hineingesaust bin bei meiner Stellensucherei. Aber diesmal war's ein Hieb direkt in den Magen. Denn, mein Lieber, da stand ich jetzt, ohne eine Katz zu kennen, in Kairo mit ganzen sieben Piastern in der Tasche, und das ist nicht nur ein heißes, sondern auch ein verdammt teures Pflaster. Wie ich dort gewohnt und was ich gefressen hab die ersten sechs Tage, erspar ich dir; mich wundert's selbst, daß man so was übersteht. Unsereiner kann sich nicht im Vorzimmer auf eine Bank setzen mit Hafenarbeitern und entlassenen Köchinnen, und kann nicht den Blick ertragen, mit dem so eine kleine Konsulatsseele einen anschaut, wenn er im Paß herausbuchstabiert «Baron Balinkay». Lieber geht unsereins vor die Hunde; darum stell dir vor, was das im Pech noch für ein Glück war, wie ich durch einen Zufall erfahren hab, sie brauchen einen Aushilfskellner im Shepherds Hotel. Und da ich einen Frack hatte und sogar einen neuen (vom Reitanzug hatte ich die ersten Tage gelebt) und auf mein Französisch hin haben sie mich gnädigst auf Probe

(Fortsetzung Seite 1604)

genommen. Na — von außen sieht so was noch erträglich aus; man steht da, mit blitzblanker Hemdbrust, man dienert und serviert, man macht gute Figur; aber daß man als Zimmerkellner zu dritt schläft in einer Mansarde direkt unter dem brennheißen Dach mit sieben Millionen Flöhen und Wanzen und morgens sich zu dritt hintereinander wäscht in der gleichen Blechschüssel und daß es unsereinem wie Feuer in der Hand brennt, wenn man sein Trinkgeld kriegt und so weiter — na, Schwamm drüber! Genug, daß ich's erlebt, genug, daß ich's überstanden hab!

Und dann kam die Sache mit meiner Frau. Sie war kurz vorher Witwe geworden und mit ihrer Schwester und ihrem Schwager nach Kairo gefahren. Und dieser Schwager war so ziemlich der ordinärste Kerl, den du dir denken kannst, breit, dick, schwammig, patzig, und irgendwas hat ihn an mir geärgert. Vielleicht war ich ihm zu elegant, vielleicht hab ich den Buckel nicht gehörig krumm gemacht vor dem Mynheer, und da ist es einmal passiert, daß er mich, weil ich ihm das Frühstück nicht ganz zur rechten Zeit brachte, angefahren hat: ‚Sie Tölpel . . .!' Siehst, und das steckt unsereinem in den Muskeln, wenn man einmal Offizier war — ehe ich was überlegt hab, hat's mir schon einen Ruck gegeben wie einem angerissenen Pferd, ich bin aufgefahren — wirklich nur ein Haar hat gefehlt, und ich hätt ihm die Faust ins Gesicht gedroschen. Na — im letzten Moment hab ich mich noch erfangen, denn, weißt, ohnehin war mir ja die ganze Sache mit der Kellnerei alleweil nur wie eine Maskerade vorgekommen, und es hat mir sogar — ich weiß nicht, ob du das verstehst — im nächsten Augenblick schon eine Art sadistischen Spaß gemacht, daß ich, der Balinkay, mir so was jetzt gefallen lassen muß von einem dreckigen Käsehändler. So bin ich nur still gestanden und hab ihn ein bißchen angelächelt — aber weißt, so von oben herab, so um die Nasen herum gelächelt, daß der Kerl weißgrün geworden ist vor Wut, weil er eben gespürt hat, daß ich ihm irgendwie über bin. Dann bin ich ganz kühl aus dem Zimmer marschiert und hab noch eine besonders ironisch-höfliche Verbeugung gemacht — geplatzt ist er beinah vor Wut. Aber meine Frau, das heißt, meine jetzige Frau, war dabei; auch sie muß was gespannt haben von dem, was da zwischen uns beiden vorging, und irgendwie hat sie gespürt — sie hat's mir später eingestanden — an der Art, wie ich aufgefahren bin, daß noch nie im Leben sich jemand zu mir so was erlaubt hat. So kam sie mir nach in den Korridor, ihr Schwager sei halt ein bißchen aufgeregt, ich möcht's ihm nicht übelnehmen — na, und damit du die ganze Wahrheit weißt, mein Lieber — sie hat sogar versucht, mir eine Banknote zuzustecken, um alles gradzubügeln.

Wie ich diese Banknote dann refüsiert hab, da muß sie zum zweitenmal gespannt haben, daß etwas nicht ganz stimmte mit meiner Kellnerei. Aber damit wäre die Sache aus gewesen, denn ich hab in den paar Wochen schon genug zusammengekratzt gehabt, um wieder nach Hause zu können, ohne betteln zu müssen beim Konsulat. Ich bin nur hin, um mir eine Auskunft zu holen. Nun, und da kam mir der Zufall zu Hilfe, eben so ein Zufall, wie er nur einmal hineinplatzt unter hunderttausend Nieten — daß der Konsul gerade durch das Vorzimmer geht und niemand anderer ist als der Elemér von Juhácz, mit dem ich weiß Gott wie oft im Jockeyklub zusammengesessen bin. Na, der hat mich gleich umarmt und sofort eingeladen in seinen Klub — und wieder durch einen Zufall — also Zufall plus Zufall, ich erzähl dir all das nur, damit du's einsiehst, wieviel tolle Zufälle sich Rendezvous geben müssen, um unsereins aus dem Dreck zu ziehn — war dort meine jetzige Frau. Wie der Elemér mich vorstellt als seinen Freund, den Baron Balinkay, wird sie feuerrot. Sie hat mich natürlich sofort erkannt und nun war ihr das mit dem Trinkgeld scheußlich. Aber gleich hab ich g'spürt, was sie für eine Person ist, für eine noble, anständige Person, denn sie hat nicht gefaxt, als wüßt sie von nix, sondern offen und ehrlich gleich Farbe bekannt. Alles andere hat sich dann rasch gedeichselt und g'hört nicht hierher. Aber glaub mir, ein solches Zusammenspiel wiederholt sich nicht alle Tage, und trotz meinem Geld und trotz meiner Frau, für die ich Gott jeden Morgen und Abend tausendmal danke, ich möcht's nicht ein zweites Mal durchleben, was ich vorher erlebt hab.»

Unwillkürlich streckte ich Balinkay die Hand hin.

«Ich dank dir aufrichtig, daß du mich gewarnt hast. Jetzt weiß ich noch besser, was mir bevorsteht. Aber, mein Wort — ich seh keinen andern Weg. Weißt wirklich nichts für mich? Ihr sollt doch große Geschäfte haben.»

Balinkay schwieg einen Augenblick, dann seufzte er teilnehmend.

«Armer Kerl, dir müssen's aber gehörig zugesetzt haben — keine Angst, ich inquirier dich nicht, ich seh schon selber genug. Wenn's einmal so weit ist, nützt kein Zureden und Wegreden mehr. Nur eins, Hofmiller, so vernünftig wirst doch sein, daß dir nicht einredst, ich könnt dich bei uns gleich in Glanz und Glorie hinaufschubsen. Du mußt schon ganz von unten anfangen, vielleicht ein paar Monate bei blödsinnigen Schreibereien im Kontor sitzen, bevor man dich hinüberschicken kann in die Plantagen oder sonst was herauszaubern. Jedenfalls, wie g'sagt, ich werd's schon deichseln. In rund drei Wochen sind wir zurück, und gleich aus Rotterdam schreib ich dir. Keine Sorg — ich vergeß nicht! Auf den Balinkay kannst dich verlassen.»

«Ich weiß», sagte ich, «und ich dank dir schön.»

Aber Balinkay mußte die leichte Enttäuschung hinter meinen Worten gespürt haben.

«Oder . . . oder wär dir das schon zu spät?»

«Nein», zögerte ich, «sobald ich's einmal sicher weiß, dann natürlich nicht. Aber . . . aber lieber wär's mir schon gewesen, wenn . . .»

Balinkay dachte kurz nach. «Heut zum Beispiel hättst keine Zeit? . . . Ich mein, weil meine Frau heut noch in Wien ist, und da das G'schäft ihr g'hört und nicht mir, hat sie doch das entscheidende Wörtel dabei.»

«Doch — selbstverständlich bin ich frei», sagte ich rasch. Mir war eben eingefallen, daß der Oberst heute meiner ‚Visage' nicht mehr begegnen wollte.

«Bravo! Famos! Dann wär's doch am g'scheitsten, du fährst einfach mit in der Kraxen! Vorn beim Chauffeur ist noch Platz. Um fünf Uhr sind wir beim Bristol, ich sprech sofort mit meiner Frau, und damit sind wir überm Berg; die hat noch nie nein gesagt, wenn ich sie für einen Kameraden um was gebeten hab.»

Ich drückte ihm die Hand. Wir gingen die Treppe hinab. Die Mechaniker hatten die blauen Kittel bereits ausgezogen, das Automobil stand bereit; zwei Minuten später knatterten wir mit dem Wagen hinaus auf die Chaussee.

Um halb sechs hielten wir vor dem Hotel Bristol, scharf durchgerüttelt, ganz angestaubt und doch durch dies Sausen wunderbar erfrischt.

«So kannst nicht hinaufkommen zu meiner Frau», lachte mich Balinkay an. «Du schaust ja aus, als hätt man einen Mehlsack über dich ausgeschüttet. Und vielleicht macht sich's überhaupt besser, ich red mit ihr allein, da sprech ich mich viel freier aus und du brauchst dich nicht zu genieren.»

Er ließ mich nicht lange warten. Nach fünf Minuten trat er bereits lachend herein.

«Na, hab ich's nicht gesagt — alles in Ordnung, das heißt, wenn's dir paßt. Bedenkzeit unbegrenzt und Kündigung jederzeit. Meine Frau — sie ist wirklich eine g'scheite Frau — hat schon wieder einmal das Richtigste ausgeknobelt. Also: du kommst gleich auf ein Schiff, hauptsächlich damit du die Sprachen dort lernst und dir alles drüben einmal anschau'n kannst. Du wirst dem Zahlmeister zugeteilt als Assistent, kriegst eine Uniform, ißt mit am Offizierstisch, fahrst ein paarmal hin und her nach Holländisch-Indien und hilfst bei der Schreiberei. Dann bringen wir dich schon wo unter, hüben oder drüben, ganz wie dir's paßt, meine Frau hat's mir in die Hand versprochen.»

«Ich dan . . .»

«Nichts zu danken. War doch ganz selbstverständlich, daß ich dir beispring. Aber noch einmal, Hofmiller, tu so was nicht aus dem Handgelenk! Also — er streckte mir die Hand hin — «ja oder nein, wie immer du dich entschließt, es hat mich aufrichtig g'freut. Servus.»

Ich blickte diesen Menschen, den mir das Schicksal geschickt, wirklich ganz ergriffen an. Mit seiner wunderbaren Leichtigkeit hatte er mir das Schwerste abgenommen, Bitten und Zögern und die quälende Spannung vor der Entschließung, so daß mir selbst nichts mehr zu tun übrig blieb als die einzige kleine Förmlichkeit: mein Abschiedsgesuch zu schreiben. Dann war ich frei und gerettet.

Das sogenannte «Kanzleipapier», ein auf den Millimeter vorschriftsmäßig abgemessener Foliobogen ganz bestimmten Formats, war vielleicht das unentbehrlichste Requisit der österreichischen Zivil- und Militärverwaltung. Jedes Gesuch, jedes Aktenstück, jede Meldung hatte auf diesem säuberlich geschnittenen Papier erstattet zu werden, das durch die Einmaligkeit seiner Form alles Amtliche sichtbar vom Privaten absonderte. So war es denn auch mein erstes Geschäft, in der nächsten Tabaktrafik zwei solcher Bogen zu kaufen, dazu einen sogenannten «Faulenzer» — ein liniertes Unterlageblatt — sowie das zugehörige Kuvert. Dann noch hinüber in ein Kaffeehaus, wo man in Wien alles erledigt, das Ernsteste wie das Uebermütigste. In zwanzig Minuten, um sechs Uhr, konnte das Gesuch bereits geschrieben sein; dann gehörte ich wieder mir selbst und mir allein.

Es reizte mich, gerade meine letzte militärische Handlung besonders korrekt zu vollziehen; da der Inhalt doch formelhaft feststand, konnte ich die Feierlichkeit des Akts nur durch besondere Sauberkeit und Schönheit der Handschrift bekunden.

Aber schon während der ersten Zeilen unterbrach mich eine sonderbare Träumerei. Ich hielt inne und begann mir auszudenken, was morgen vor sich gehen würde, wenn dies Gesuch in der Regimentskanzlei anlangte.

Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß, während ich mir das austräumte, eine merkwürdige Selbstzufriedenheit über mich kam. Bei allen unseren Handlungen bildet doch Eitelkeit einen der stärksten Antriebe, und ganz besonders erliegen schwächliche Naturen der Versuchung, etwas zu tun, was nach außen hin wie Kraft, wie Mut und Entschlossenheit wirkt.

Nun noch die Unterschrift — damit war alles erledigt. Ein Blick auf die Uhr: halb sieben. Den Kellner jetzt rufen und bezahlen. Dann noch einmal, zum letztenmal,

(Fortsetzung Seite 1606)

Immer höher

steigt der Lotse

immer höher

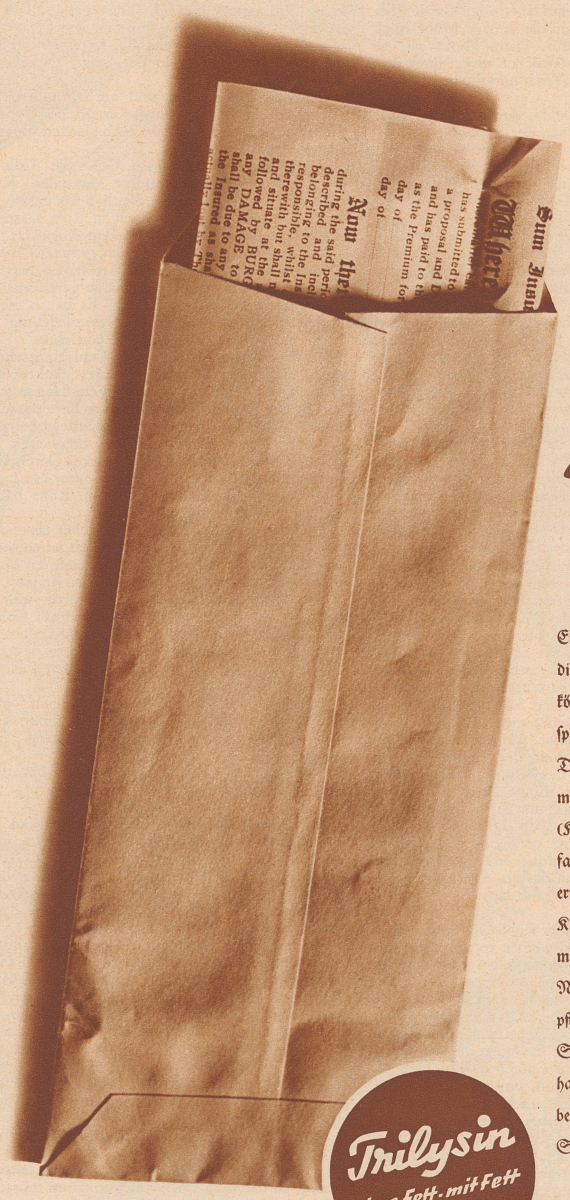
steigen die technischen Künste der Menschen, steigen die Anforderungen der Zeit an die Dinge, welche ihr dienen, des Lebens Annehmlichkeiten zu mehren. Immer weiter geht die Entwicklung der ZI und ihr Bestreben, dem Leser eine zuverlässige, dem Ernst der Zeit angemessene und seiner Liebe würdige Zeitschrift zu sein.

Unsere farbige Weihnachtsnummer,

erscheinend am 23. Dezember, wird Ihnen eine besondere Freude machen. Das farbige, ganzseitige Weihnachtsbild des alten Meisters wird Ihr Herz erfreuen, den farbig wiedergegebenen zeitgenössischen Schweizer Maler wird Ihr Auge mit Wohlgefallen betrachten, dazu aber kommt in Vierfarbentiefdruck die Reporter-Momentaufnahme, wie der neueste Stand der Reproduktionstechnik und Farbenphotographie sie erst seit kurzem im Zeitungsdruck ermöglicht hat. — Bestellen Sie rechtzeitig das weihnachtliche Heft bei Ihren sonstigen Lieferanten oder aber, falls dies nicht möglich, direkt beim Verlag der ZI, Conzett & Huber, Zürich 4.

Toujours plus haut monte le pilote

Toujours plus haut vont les progrès techniques de l'industrie. Notre numéro de Noël paraîtra en couleurs, le 23 décembre. Vous y trouverez non seulement un magnifique tableau de maître ancien, un paysage hivernal, mais des photos en couleurs. Ces reproductions vous prouveront que malgré les difficultés de l'heure présente, nous avons le souci de satisfaire pleinement nos lecteurs et d'autre part la perfection et l'étendue de nos possibilités techniques. Retenez en temps voulu notre numéro de Noël chez votre fournisseur habituel ou à notre siège «Verlag der ZI, Conzett & Huber, Zurich 4.»



Wollen Sie eine Versicherung gegen Glatze abschließen?

Eine merkwürdige Frage, nicht wahr? Und doch brachten vor kurzem englische Zeitungen die Nachricht, daß man im Inselreiche sein Haar gegen die gefürchtete Glatze versichern könne. Die Bedingungen waren leider nicht angegeben, aber wir ließen unsere Phantasie spielen und versuchten uns klarzumachen, wie es wäre, wenn nun neben den vielen Feuer-, Diebstahl- und Haftpflichtversicherungen auch eine Glatzenversicherung aufgenommen werden müßte: Wieviel Haare haben Sie? ... Wünschen Sie das gesamte Kopfhaar zu versichern (Kasko) ... oder nur einen Teil? ... Wie hoch? — Und später beim eingetretenen Schadensfalle: Haben Sie den Haarausfall fahrlässig herbeigeführt? ... Wann stellten Sie die ersten Symptome fest? ... Wann bemerkten Sie zum erstenmal Schuppen, Haarausfall, Kopfjucken? — Wenn dann alles befriedigend ausgefüllt, geprüft und anerkannt ist, hätte man ein wenig Geld mehr in der Tasche und — kein Haar mehr auf dem Kopf!

Nein, da ist es doch viel besser, vorzubeugen und sein Haar regelmäßig mit Trilysin zu pflegen.*) Keine noch so hohe Versicherungssumme kann gesundes, kräftiges Haar ersetzen. Schönes Haar ist ein Kapital, das lebendige Zinsen trägt. Das Geheimnis seiner Wirkung haben Dichter besungen, Liebende gefühlt, Philosophen zu ergründen versucht. Ihnen allen bedeutete und bedeutet schönes Haar mehr als nur ein Schmuck. Es wurde ihnen zum Symbol, zum Ausdruck der Lebenskraft und der besonderen Art einer Persönlichkeit.

Trilysin
ohne Fett - mit Fett

*) Trilysin führt Ihrem Haarboden wichtige Nähr- und Aufbaustoffe zu, sein neuer Wirkstoff befreit zugleich von schädigenden Keimen und bietet Ihnen so die beste Gewähr für die Erhaltung und Entwicklung gesunden, schönen Haares.

Trilysin und Trilysin mit Fett Flasche Fr. 4.25 und Fr. 6.75.

W. BRÄNDLI & CO., BERN

Beginn der Londoner Börse

Gern hätten wir den Lesern unseres Inserates das Innere des Börsensaales mit seinem erregenden Leben und Treiben gezeigt. Das ist aber leider nicht möglich. Niemand in London erinnert sich, daß der Börsensaal des Stock Exchange in der Throgmorton Street jemals photographiert wurde. Nach einer Mitteilung unseres englischen Gewährsmannes würde man einem Outsider auch heute nicht gestatten, während der Börsenzeit eine Aufnahme zu machen.

die Uniform auf der Ringstraße spazierenführen und mit dem Nachtzug heim. Morgen früh den Wisch abgeben, damit ist alles unwiderruflich geworden, eine andere Existenz fängt an.

So nahm ich also den Foliobogen, faltete ihn erst der Länge, dann ein zweites Mal der Breite nach zusammen, um das schicksalhafte Dokument sorglich in der Brusttasche zu verstauen. In diesem Augenblick geschah das Unerwartete.

Es geschah folgendes. In jener halben Stunde, da ich sicher, selbstbewußt, ja sogar freudig, das ziemlich umfängliche Kuvert in die Brusttasche schob, spürte ich von dort innen einen knisternden Widerstand. Was steckt denn da drin, dachte ich unwillkürlich und griff hinein. Aber schon zuckten meine Finger zurück, als hätten sie, ehe ich selbst mich erinnerte, begriffen, was dies Vergessene war. Es war der Brief Ediths, ihre beiden Briefe von gestern, der erste und der zweite.

Ich kann nicht genau das Gefühl beschreiben, das mich bei diesem jähen Erinnern überkam. Ich glaube, es war nicht so sehr Erschrecken als namenlose Beschämung. In Wirklichkeit flüchtete ich vor den Kekesfalvas, vor meinem Betrug, vor meiner Verantwortung, ich lief davon, weil ich es nicht ertragen konnte, geliebt zu werden wider meinen Willen. Es war eine feige, eine klägliche Flucht.

Aber etwas Getanes hat immer Kraft. Nun, da das Abschiedsgesuch schon geschrieben war, wollte ich mich nicht mehr dementieren. Zum Teufel, sagte ich mir zornig, was geht's mich an, ob die da draußen wartet und flennt! Sie haben mich genug geärgert, mich genug verwirrt. Was geht's mich an, daß der eine fremde Mensch mich liebt? Sie wird mit ihren Millionen schon einen andern finden, und wenn nicht, es ist nicht meine Sache. Genug, daß ich alles hinhaue, daß ich mir die Uniform abreiße! Was geht mich diese ganze hysterische Angelegenheit an, ob sie gesund wird oder nicht? Ich bin doch kein Arzt . . .

Aber bei diesem innerlichen Wort «Arzt» stoppten plötzlich alle meine Gedanken wie eine rasend rotierende Maschine auf ein einziges Signal. Bei diesem Wort «Arzt» war mir Condor eingefallen. Und: seine Sache! seine Angelegenheit! sagte ich mir sofort. Er wird dafür bezahlt, Kranke zu kurieren. Sie ist seine Patientin und nicht die meine. Er soll alles auslöffeln, so wie er alles eingebrockt hat. Am besten, ich geh sofort zu ihm und erklär ihm, daß ich ausspring aus dem Spiel.

Ich blicke auf die Uhr. Dreiviertel sieben, und mein Schnellzug fährt erst nach zehn. Also reichlich Zeit, viel brauch ich ihm nicht zu erklären: eben nur, daß ich Schluß mache für meine Person. Aber wo wohnt er denn? Hat er's mir nicht gesagt oder hab ich's vergessen? Uebrigens — als praktischer Arzt muß er im Telephonverzeichnis stehen, also rasch hinüber in die Telephonzelle und das Verzeichnis aufgeblättert! Be . . . Bi . . . Bu . . . Ca . . . Co . . . da sind sie alle, die Condors, Condor Anton, Kaufmann . . . Condor Dr. Emmerich, praktischer Arzt, VIII, Florianigasse 97, und kein anderer Arzt auf der ganzen Seite — das muß er sein. Noch im Hinauslaufen wiederhole ich mir zweimal, dreimal die Adresse — ich habe keinen Bleistift bei mir, alles habe ich vergessen in meiner mörderischen Hast — ruf sie gleich dem nächsten Fiaker zu, und während der Wagen rasch und weich auf seinen Gummirädern rollt, mache ich schon meinen Plan zurecht. Nur knapp, nur energisch loslegen. Keinesfalls tun, als ob ich noch schwankte. Ihn gar nicht auf die Vermutung bringen, daß ich etwa wegen der Kekesfalvas ausknieife, sondern von vornherein den Abschied als fait accompli hinstellen. Ich muß endlich aufhören mit diesem ewigen Rücksichtnehmen auf andere.

Der Wagen stoppt. Hat sich der Kutscher nicht geirrt oder hab ich in meiner Eile eine falsche Adresse angegeben? Sollte dieser Condor wirklich so schäbig wohnen? Schon bei den Kekesfalvas allein muß er ein Mordsgeld verdienen, und in so einer Baracke haust kein Arzt von Rang. Aber nein, er wohnt doch hier, da hängt im Hausflur das Schild: «Dr. Emmerich Condor, zweiter Hof, dritter Stock, Sprechstunde von zwei bis vier». Ich fertige rasch den Fiaker ab und überquere den schlecht gepflasterten Hof. Was das für eine schäbige Wendeltreppe ist, ausgetretene Stufen, abgeblätterte, bekritzelte Wände, Geruch nach mageren Küchen und schlecht geschlossenen Klosetts, Frauen in schmutzigen Schlafröcken, die auf den Gängen Zwiesprache halten und mißtrauisch auf den Kavallerieoffizier blicken, der da in der Dämmerung etwas verlegen an ihnen vorbeiklirrt!

Endlich der dritte Stock, abermals ein langer Gang, rechts und links Türen und eine in der Mitte. Ich will eben in die Tasche greifen, um ein Streichholz anzuflammen und die richtige festzustellen, da tritt aus der linken Tür ein ziemlich unordentlich gekleidetes Dienstmädchen, einen leeren Krug in der Hand, wahrscheinlich um Bier für das Nachtessen zu holen. Ich frage nach Doktor Condor.

«Ja, wohnt sich hier», böhmelt sie zurück. «Aber is noch nich z'Haus. Is aussi g'fahren nach Meidling, muß aber bald zaruk sein. Hat zur gnä Frau g'sagt, daß bestimmt zu Nachtmahl kommt. Kummen's nur und warten's!»

Noch ehe ich Zeit habe, zu überlegen, führt sie mich ins Vorzimmer.

«Da legen's ab» — sie weist auf einen alten Garderobekasten aus weichem Holz, wohl das einzige Möbelstück des kleinen dunklen Vorraums. Dann klinkt sie das Wartezimmer auf, das etwas stattlicher wirkt: immerhin vier, fünf Sessel rund um den Tisch und die linke Wand voller Bücher.

«So, da können's Ihna setzen», deutet sie mit einer gewissen Herablassung auf einen der Stühle.

Nun, ich warte. Es wird das übliche nervöse Warten im Vorraum eines Arztes, wo man, ohne sie richtig lesen zu wollen, immer wieder in den abgegriffenen und längst zeitlos gewordenen Zeitschriften blättert, um die eigene Unruhe mit einem Schein von Beschäftigung zu betrügen. Unten im Hof ölt ein alter hinkender Mann — ein Dienstmann offenbar — die Räder seines Handwagens, hinter den erhellten Küchenfenstern plättet eine Frau, eine andere wäscht, glaube ich, ihr kleines Kind in einem «Schaffel». Irgendwo, ich kann das Stockwerk nicht bestimmen, es muß aber knapp über mir oder unter mir sein, übt jemand Skalen, immer dieselben, immer dieselben. Wieder blicke ich auf die Uhr: sieben Uhr fünfundzwanzig, sieben Uhr dreißig. Warum kommt er denn nicht? Ich kann, ich will nicht mehr lange warten! Ich spüre, wie das Warten mich unsicher, wie es mich unbeholfen macht.

Endlich — ich atme auf — nebenan eine zuklappende Tür. Sofort setze ich mich in Positur. Haltung jetzt, ganz locker vor ihm tun, wiederhole ich mir. Himmelherrgott, verdammt noch einmal, warum läßt er mich denn noch immer warten! Deutlich höre ich, wie nebenan schon ein Stuhl gerückt wird. Hat der blöde Trampel von Dienstbote mich am Ende nicht angemeldet?

Schon will ich hinaus und das Mädchen an mich erinnern. Aber mit einemmal stocke ich. Denn der da nebenan geht, kann nicht Condor sein. Ich kenne seinen Schritt. Ich weiß genau — von jener Nacht, da ich ihn begleitete — wie kurzbeinig, kurzatmig, schwer und tapsig er mit seinen knarrenden Schuhen geht; dieser Schritt nebenan aber, der immer wieder kommt und sich immer wieder entfernt, ist ein ganz anderer, ein zaghafter, ein unsicherer, ein schlurfender Schritt. Mir ist, als lauschte und spürte nebenan jener andere Mensch genau so unsicher und unruhig herüber. Auf einmal vernehme ich ein ganz dünnes Geräusch an der Tür, als drückte oder spielte jemand dort an der Klinke; und wirklich, sie bewegt sich schon. Der dünne Streifen Messing rührt sich sichtlich im Dämmer, und die Tür tut sich auf zu einem schmalen schwarzen Spalt. Es muß von innen eine Hand den Türflügel ganz vorsichtig vorschieben, und jetzt merke ich auch im Dunkel einen menschlichen Schatten. Festgebannt starre ich hin. Da fragt hinter dem Spalt eine Frauenstimme ganz zaghaft:

«Ist . . . ist jemand hier?»

Mir versagt die Antwort in der Kehle. Ich weiß sofort: von allen Menschen kann nur einer so sprechen und fragen — ein Blinder. Nur Blinde gehen und schlurfen und tappen so leise, nur sie haben diesen unsicheren Ton in der Stimme. Und im gleichen Moment blitzt eine Erinnerung durch mich. Hat Kekesfalva nicht erwähnt, Condor habe eine blinde Frau geheiratet? Sie muß es sein, nur sie kann es sein, die da hinter dem Türspalt steht und fragt und mich dabei nicht wahrnimmt. Mit aller Anstrengung starre ich hin, um in dem Schatten ihren Schatten zu fassen, und unterscheide schließlich eine hagere Frau in weitem Schlafrock und mit grauem, etwas wirrem Haar. O Gott, diese reizlose, unschöne Frau ist seine Frau! Furchtbar, sich von diesen vollkommen toten Augensternen angestarrt zu fühlen und zu wissen, daß man doch nicht gesehen wird; gleichzeitig spüre ich an der Art, wie sie jetzt den Kopf horchend vorschiebt, wie sehr sie sich mit allen Sinnen bemüht, in dem für sie unfaßbaren Raum den fremden Menschen zu fassen; diese Anspannung verzerrt ihren schweren, großen Mund noch stärker ins Unschöne.

Eine Sekunde bleibe ich stumm. Dann stehe ich auf und verbeuge mich — ja, ich verbeuge mich, obwohl es doch ganz sinnlos ist, sich vor einer Blinden zu verbeugen — und stammle:

«Ich . . . ich warte hier auf den Herrn Doktor.»

Sie hat jetzt die Türe ganz geöffnet. Mit der linken Hand hält sie sich noch an der Klinke fest, als suchte sie eine Stütze im schwarzen Raum. Dann tappt sie vor, schärfer spannen sich die Brauen über den erloschenen Augen, und eine andere Stimme, eine ganz harte, herrscht mich an:

«Jetzt ist keine Ordination mehr. Wenn mein Mann nach Hause kommt, muß er zuerst essen und ausruhen. Können Sie nicht morgen kommen?»

Immer unruhiger wird ihr Gesicht bei jedem Wort, man sieht, sie kann sich kaum beherrschen. Eine Hysterikerin, denke ich mir sofort. Nur sie nicht reizen. Und so murmle ich — dummerweise mich abermals ins Leere verbeugend:

«Verzeihen Sie, gnädige Frau . . . ich denke natürlich nicht daran, den Herrn Doktor noch so spät zu konsultieren. Ich wollte ihm nur eine Mitteilung machen . . . es handelt sich um eine seiner Kranken.»

«Seine Kranken! Immer seine Kranken!» — die Erbitterung schlägt um in einen weinerlichen Ton. «Heut nachts um halb zwei hat man ihn geholt, heut früh um sieben Uhr ist er schon weg und seit der Ordination nicht wieder zurück. Er muß doch selbst krank werden, wenn man ihm nicht Ruhe läßt! Aber Schluß jetzt! Jetzt ist keine Ordination, hab ich Ihnen gesagt. Um vier Uhr ist Schluß. Schreiben Sie ihm auf, was Sie wollen, oder wenn's dringlich ist, gehn Sie zu einem andern Arzt. Es gibt Aerzte genug in der Stadt, an jeder Straßenecke vier.»

Sie tappt näher heran, und wie schuldbewußt weiche ich zurück vor diesem zornig erregten Gesicht, in dem die aufgerissenen Augen plötzlich glänzen wie angeleuchtete weiße Kugeln.

«Gehn Sie, hab ich gesagt. Gehn Sie! Laßt ihn doch essen und schlafen wie andere Menschen! Krallt euch nicht alle an ihn an! Gehn Sie, hab ich gesagt, gehn Sie sofort! Lassen Sie ihn endlich in Ruh, lassen Sie ihm doch diese einzige freie Stunde am Abend!»

Sie hat sich bis an den Tisch getastet. Mittels eines Instinkts muß sie herausgefunden haben, wo ich ungefähr stehe, denn die Augen starren geradeaus auf mich, als könnten sie mich erblicken. Es ist so viel ehrliche und zugleich so viel kranke Verzweiflung in ihrem Zorn, daß ich mich unwillkürlich schäme.

«Selbstverständlich, gnädige Frau», entschuldige ich mich. «Ich sehe völlig ein, der Herr Doktor muß seine Ruhe haben . . . ich will auch nicht länger stören. Erlauben Sie nur, daß ich ein Wort hinterlasse oder ihn vielleicht in einer halben Stunde antelephoniere.»

Aber «Nein», schreit sie mir verzweifelt entgegen. «Nein! Nein! Nicht telephonieren! Den ganzen Tag telephoniert's, alle wollen sie was von ihm, alle fragen und klagen! Einmal muß er seine Ruhe haben. Weg jetzt! . . . Weg, hab ich gesagt!»

Und mit geballten Fäusten, unsicher tastend und tappend geht die Blinde auf mich zu. Es ist entsetzlich. Ich habe das Gefühl, sie wird mich im nächsten Moment mit ihren vorgestreckten Händen packen. Jedoch in diesem Augenblick knackt draußen die Flurtür und fällt vernehmlich klirrend ins Schloß. Das muß Condor sein. Sie lauscht, sie zuckt auf. Sofort verändern sich ihre Züge. Sie beginnt am ganzen Leibe zu zittern, die Hände, die eben geballten, schließen sich plötzlich flehend zusammen.

«Nicht ihn jetzt aufhalten», flüstert sie. «Nicht ihm was sagen! Er ist gewiß müde, den ganzen Tag war er unterwegs . . . Bitte haben Sie Rücksicht! Haben Sie doch Mit! . . .»

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und Condor trat ins Zimmer.

Er übersah zweifellos auf den ersten Blick die Situation. Aber nicht eine Sekunde lang verlor er die Fassung.

«Ach, du hast dem Herrn Leutnant Gesellschaft geleistet», sagte er in seiner jovialen Art, hinter der er, das merkte ich nun schon, am liebsten starke Spannungen verbarg. «Wie lieb von dir, Klara.»

Gleichzeitig ging er auf die Blinde zu und strich ihr zart über das graue und verwirrte Haar. Sofort veränderte sich bei dieser Berührung ihr ganzer Ausdruck. Die Angst, die eben noch ihren großen, schweren Mund verzerrt hatte, glättete sich unter diesem einen zärtlichen Strich, und mit einem hilflos verschämten, einem geradezu bräutlichen Lächeln wandte sie sich, kaum daß sie seine Nähe spürte, ihm zu; rein und hell glänzte die etwas eckige Stirn im Reflex des Lichts. Lächelnd legte er den Arm um ihre Schultern und wiederholte, ohne mich anzusehen:

«Wie lieb von dir, Klara», und seine Stimme streichelte gleichsam mit.

«Verzeih mir», begann sie sich zu entschuldigen, «aber ich hab dem Herrn doch erklären müssen, daß du erst dein Essen haben sollst, du mußt schrecklich hungrig sein. Den ganzen Tag unterwegs, und zwölfmal, fünfzehnmal hat's inzwischen um dich telephoniert . . . Verzeih, daß ich dem Herrn sagte, er solle lieber morgen kommen, aber . . .»

«Diesmal, Kind», lachte er und strich zugleich wieder mit der Hand über ihr Haar (ich verstand, er tat es, damit sein Lachen sie nicht kränken könnte), «hast du dich aber mit dem Abschieben gründlich geirrt. Dieser Herr, der Herr Leutnant Hofmiller, ist glücklicherweise kein Patient, sondern ein Freund, der schon lang versprochen hat, mich zu besuchen, wenn er einmal in die Stadt kommt. Er kann sich ja nur immer abends freimachen, bei Tag steckt er im Dienst. Jetzt bleibt nur die Hauptfrage: hast du auch für ihn etwas Gutes zum Nachtmahl?»

«O nein, danke», lehnte ich eilig ab. «Ich muß gleich weiter. Ich darf den Nachtzug nicht versäumen. Ich wollte wirklich nur Grüße von draußen überbringen, und das kann in ein paar Minuten geschehen.»

«Ist draußen alles in Ordnung?» fragte Condor, mir scharf in die Augen blickend. Und irgendwie mußte er bemerkt haben, daß etwas nicht in Ordnung war, denn er fügte rasch hinzu: «Also hören Sie, lieber Freund, meine Frau weiß immer, wie's mit mir steht, sie weiß es meist besser, als ich selbst. Ich habe tatsächlich einen furchtbaren Hunger, und ehe ich nicht was gegessen und mir meine Zigarre verdient habe, bin ich zu nichts zu brauchen. Wenn's dir recht ist, Klara, gehn wir zwei jetzt ruhig hinüber zum Essen und lassen den Herrn Leutnant ein bißchen warten. Ich gebe ihm unterdessen ein Buch oder er ruht sich aus — Sie haben wohl auch

(Fortsetzung Seite 1608)

SPORT

das neue Album von NESTLÉ,

enthält Artikel über die bei uns bekanntesten Sportarten, von unsern populärsten Sportgrössen (Internationalen, schweizerischen und olympischen Meistern oder Weltmeistern) geschrieben und unterzeichnet; diese führen die begeisterten Leser in die Geheimnisse ihres Trainings ein und erzählen von ihren Siegen.

Das Album «SPORT» kostet nur 60 Cts.

Alle Berichte werden noch bereichert durch die **prächtigen, farbigen Bildermarken** der

Copyright **CHOCOLADEN NESTLÉ, PETER, CAILLER, KOHLER**

Album «SPORT»-Bestellschein an die Bildermarken N.P.C.K., Vevey.

Erbitte ..... Exemplar... zu 60 Cts. das Exemplar. Betrag auf Postcheckkonto II b 84 überwiesen* · liegt in Briefmarken bei*. *Nichtzutreffendes streichen.

Name und Vorname: .....

Strasse und Nr.: .....

Wenn Briefmarken beiliegen, mit 20 Cts., sonst unverschlossen mit 5 Cts. frankieren.

C

Ort: .....

Kanton: .....

einen ausgiebigen Tag hinter sich», wandte er sich mir zu. «Wenn ich bei der Zigarre bin, komm ich zu Ihnen herüber, allerdings in Pantoffeln und Hausrock — nicht wahr, Herr Leutnant, Sie verlangen ja von mir keine große Toilette . . .»

«Und ich bleibe wirklich nur zehn Minuten, gnädige Frau . . . ich muß dann schleunigst zur Bahn.»

Dieses eine Wort erhellte wieder vollkommen ihr Gesicht. Beinahe freundlich wandte sie sich mir zu.

«Wie schade, daß Sie nicht mit uns speisen wollen, Herr Leutnant. Aber ich hoffe, Sie kommen ein anderes Mal.»

Ihre Hand kam mir entgegen, eine sehr zarte, schmale, schon etwas verblichene und verfaltete Hand. Ich küßte sie respektvoll. Und mit ehrlicher Ehrfurcht blickte ich zu, wie Condor die Blinde vorsichtig durch die Tür steuerte, geschickt verhütend, daß sie zur Rechten oder Linken anstreifte: es war, als hielte er etwas unsäglich Zerbrechliches und Kostbares in seiner Hand.

Zwei, drei Minuten blieb die Tür offen, ich hörte die leise schlurfenden Schritte sich entfernen. Dann kam Condor noch einmal zurück. Er hatte ein anderes Gesicht als vordem, jenes wachsame, scharfe Gesicht, das ich in den Augenblicken innerer Spannung an ihm kannte. Zweifellos hatte er begriffen, daß ich nicht ohne zwingenden Grund ihm unangemeldet ins Haus gefallen war.

«Ich komme in zwanzig Minuten. Wir sprechen dann alles rasch durch. Am besten, Sie legen sich inzwischen auf das Sofa oder strecken sich hier in den Fauteuil. Sie gefallen mir nicht, mein Lieber, Sie sehen schrecklich übermüdet aus. Und wir müssen doch beide frisch und konzentriert sein.»

Und rasch die Stimme umwechselnd, fügte er laut hinzu, um bis ins dritte Zimmer hörbar zu sein:

«Ja, liebe Klara, da bin ich schon wieder. Ich hab nur dem Herrn Leutnant rasch ein Buch hingelegt, damit er sich inzwischen nicht langweilt.»

Condors geschulter Blick hatte richtig gesehen. Jetzt erst, da er es ausgesprochen, merkte ich selbst, wie furchtbar übermüdet ich war von der zerstörten Nacht und dem mit Spannungen überfüllten Tag. Seinem Rate folgend — schon spürte ich, daß ich ganz seinem Willen verfallen war — streckte ich mich in den Fauteuil seines Ordinationszimmers, den Kopf ins Tiefe zurückgelehnt, die Hände laß auf die weiche Lehne gestützt. Unwillkürlich schloß ich die Augen, und sofort erschien, wie in einer Laterna magica, das Gesicht der Blinden mit jenem unvergeßlichen Uebergang von Erschrecktheit in jähe Beglückung, kaum daß Condors Hand sie berührt, sein Arm sie umfangen hatte. Wunderbarer Arzt, dachte ich, wenn du nur auch mir so helfen könntest, und ich fühlte noch verworren, daß ich weiter denken wollte, an irgend jemanden anderen, der ebenso unruhig und verstört gewesen und gleich ängstlich blickte, an irgend etwas Bestimmtes, um dessentwillen ich hierher gekommen war. Aber es gelang mir nicht mehr.

Plötzlich berührte mich eine Hand an der Schulter. Condor mußte leisesten Schritts in das völlig nachtschwarze Zimmer getreten sein oder vielleicht war ich wirklich eingeschlafen. Ich wollte aufstehen, aber er drückte mir, sanft und energisch zugleich, die Schultern nieder.

«Bleiben Sie. Ich setz mich zu Ihnen. Es spricht sich besser im Dunkeln. Nur eines bitte ich Sie: sprechen wir leise! Ganz leise! Sie wissen ja, bei Blinden entwickelt sich manchmal auf magische Weise das Gehör und dazu noch ein geheimnisvoller Instinkt des Erratens. Also» — und dabei strich mir seine Hand wie hypnotisierend von der Schulter den Arm hinab bis zu meiner Hand — «erzählen Sie und haben Sie keine Scheu. Ich habe gleich bemerkt, daß was mit Ihnen los ist.»

Ohne daß ich es wollte, wurde ich völlig aufrichtig und berichtete nun Condor den unvermuteten Ausbruch Ediths, mein Entsetzen, meine Angst, meine Verstörung. Alles erzählte ich in dieses schweigsame Dunkel, in dem sich nichts regte als die beiden Augengläser, die manchmal, wenn er den Kopf bewegte, undeutlich blitzten.

Dann kam ein Schweigen und nach dem Schweigen ein merkwürdiger Laut. Offenbar hatte Condor die Finger so gegeneinander gepreßt, daß die Gelenke knackten.

«Das also war's», knurrte er unwillig. «Und ich Dummkopf konnte sowas übersehn! Immer wieder dasselbe, daß man hinter der Krankheit den Kranken nicht mehr spürt. Mit diesem akkuraten Untersuchen und Herumtasten nach allen Symptomen greift man gerade am Wesentlichen vorbei, an dem, was in dem Menschen selber vorgeht. Ich hatte schon ganz richtig getippt, daß da jemand Fremder im Spiel war. Aber ich Schwachkopf dachte nur an einen Barbier oder Magnetiseur; ich glaubte, irgend ein Hokuspokus hätte ihr den Kopf verdreht. Einzig an das Einfachste, das Logische, habe ich nicht gedacht, nur an das nicht, was klar auf der Hand lag.»

Er war aufgestanden. Ich hörte das Auf und Ab seiner kurzen Schritte und den Seufzer:

«Schrecklich, just jetzt muß das geschehen, da wir diese Sache mit der Reise angezettelt haben. Mein Gott, was für eine schreckliche Verantwortung haben wir da übernommen!»

In mir regte sich plötzlich ein Widerstand. Mich ärgerte dieses Mich-einbeziehen. Ich war doch gekommen, um mich freizumachen. So unterbrach ich entschieden:

«Ich teile ganz Ihre Meinung. Die Folgen werden unabsehbar. Man muß diesen unsinnigen Wahn rechtzeitig abstellen. Sie müssen energisch eingreifen. Sie müssen ihr sagen . . .»

«Was sagen?»

«Nun . . . daß diese Verliebtheit einfach eine Kinderei, ein Unsinn ist. Sie müssen ihr das ausreden.»

«Ausreden? Was ausreden? Einer Frau ihre Leidenschaft ausreden? Ihr sagen, sie soll nicht fühlen, wie sie fühlt? Nicht lieben, wenn sie liebt? Das wäre kerzengrad das Allerfalscheste, was man tun könnte, und das Dümmste zugleich. Ein schöner, ein wahrhaft menschenfreundlicher Gedanke, einer Kranken, einer Gelähmten ins Gesicht zu schreien: ‚Red' dir um Gottes willen nicht ein, daß auch du lieben darfst! Gerade von dir ist es anmaßend, Gefühl zu zeigen, Gefühl zu erwarten.' — So wünschen Sie offenbar, daß ich mit der Armen rede. Aber denken Sie sich gütigst dazu auch die gloriose Wirkung aus!»

«Aber gerade Sie müssen . . .»

«Warum ich? Sie haben doch ausdrücklich alle Verantwortung auf sich genommen? Warum jetzt justament ich?»

«Ich kann ihr doch nicht selbst zugeben, daß . . .»

«Sollen Sie auch gar nicht! Dürfen Sie auch gar nicht! Erst sie verrückt machen und dann auf einen Hieb Vernunft fordern! . . . Das fehlte gerade noch!»

«Aber . . .» — die Stimme versagte mir — «jemand muß ihr schließlich doch klarmachen . . .»

«Was klarmachen? Drücken Sie sich freundlichst präziser aus!»

«Ich meine . . . daß . . . daß das völlig aussichtslos ist, völlig absurd . . . damit sie dann nicht . . . wenn ich . . . wenn ich . . .»

Ich stockte. Auch Condor schwieg. Er wartete offenbar. Dann machte er unvermittelt zwei starke Schritte zur Tür und griff an den Lichtschalter. Scharf und mitleidslos — der grelle Schuß Licht zwang mich unwillkürlich, die Lider zu schließen — fuhren drei weiße Flammen in die Glühbirnen. Mit einem Schlag war das Zimmer taghell.

(Fortsetzung folgt)